



Bromberg, Sonntag, den 13. Oktober.

Die Thräne.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,  
 Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.  
 Die Muschel kam und schloß sie ein:  
 Du sollst nun meine Perle sein.  
 Du sollst nicht vor den Wogen zagen,

Ich will hindurch dich ruhig tragen.  
 O du mein Schmerz, du meine Lust,  
 Du Himmels thrän' in meiner Brust:  
 Lieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüte  
 Den reinsten deiner Tropfen hüt!

f. Adert.

Notwehr.

Roman

von Reinhold Ortman.

(Fortf.) (Nachdr. verb.)

Proz der sommerlichen Wärme ging es wie ein Frösteln über den schlanken Leib der jungen Frau. Die großen, dunklen Augen blickten mit einem Ausdruck scheuer Furcht zu dem verhängten Lehnstuhl hinüber und fast ungestüm schüttelte sie den Kopf: „Um keinen Preis würde ich hier wohnen. Ein Zimmer, darin jemand gestorben ist, ist für mich ein schrecklicher Ort. Ich bitte Dich, Eberhard, wenn es hier noch mehr solcher unheimlichen Erinnerungen giebt, so verschone mich damit. Ich würde gewiß schon in der ersten Nacht alles im Traume erleben.“

Das Gesicht des Gutsheeren beschattete sich noch tiefer; sein Benehmen aber blieb lebenswürdig und ritterlich wie zuvor.

„Vergieb — ich hätte daran denken sollen, daß Du meine Mutter ja nicht gekannt hast. Und nun ist es wohl Zeit, daß ich Dir Deine Zimmer zeige. Du darfst da ganz ruhig sein. Soweit ich die Geschichte unseres Hauses kenne, hat sich in ihnen noch nie etwas Unheim-



Auf dem Königssee. Nach dem Gemälde von O. Graf.  
 (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

liches oder Schauerliches ereignet.“

Und er führte sie über einen hohen hallenden Gang in ihr nach der Parkseite hinaus gelegenes Boudoir, das er von dem berühmtesten Dekorateur der Hauptstadt mit erlesener Vornehmheit und verschwenderischem Luxus hatte ausstatten lassen. Auf der Schwelle wendete er sich um, weil er eine Frage an Hilde richten wollte. Aber er suchte sie umsonst. Zu dem Lieblingszimmer jener armen Freiin von Hochitz, die so früh hatte sterben müssen, hatte sie sich still und unbemerkt von dem jungen Paare getrennt.

2.

Am Nachmittage erst, eine Stunde vor dem Diner, sah Eberhard seine Base wieder. Gabriele machte nach längerem, erquickendem Schlummer unter Beistand der aus Wien mitgebrachten Jose ihre Toilette für das Mittagessen, und Fräulein Klona war ebenfalls unsichtbar. So hatte der junge Ehegatte freie Verfügung über seine Zeit, und er war in den Park hinunter gegangen, um alle die alten, lieben Plätze zu begrüßen, die er seit so langer Zeit nicht gesehen, denn mehr als drei Jahre waren vergangen,



seitdem er von der heimischen Scholle Abschied genommen, um in jugendlichem Eiferdrang als Offizier der Deutschen Schutztruppe die Reise nach dem dunklen Erdteil anzutreten.

Und lebhafter vielleicht als in diesen ganzen drei Jahren dachte er gerade heute daran, wie schwer es ihm damals geworden, sich von Hilde zu trennen.

Als ein kleines, verwaisetes Mädchen von sechs Jahren war sie dereinst nach Rudow gekommen und fast vom ersten Tage an war eine beinahe rührende Freundschaft zwischen ihr und Eberhard gewesen. Sie sah mit kindlicher Bewunderung zu ihm auf und überließ sich in allem voll schrankenlosen Vertrauens seiner Führung. Sein Benehmen gegen sie aber war von einer Zartheit und Ritterlichkeit, die weit über seine Jahre hinaus zu gehen schien. Vielleicht wäre es nicht so schnell zu diesem innigen Verhältnis gekommen, wenn da nicht ein feindliches Element gewesen wäre, das sich täglich und stündlich auf's neue zwischen sie drängen wollte — ein Dritter, gegen den sie sich unaufhörlich im Verteidigungszustand befanden, nachdem seine ersten, knabenhaft ungeschickten Versuche sie zu trennen, kläglich mißlungen waren.

Dieser Dritte war Eberhards Bruder Harald, nur ein Jahr jünger als er und ein hübscher, dunkellockiger Junge, schlant und geschmeidig wie ein Warden, aber auch nicht minder grausam und rüchisch. Seinem Aeußeren nach war er unerkennbar ein Kochliz; seine Charakteranlagen aber hätten nimmermehr auf seine Abstammung raten lassen, denn er hatte weder seines Vaters biedere Gradheit und unbestechliche Wahrheitsliebe noch das weiche Herz seiner Mutter. Seine bösen Streiche, die in anscheinend unausrottbarem Haß zumeist gegen den eigenen Bruder gerichtet waren und die sie aus berechtigter Furcht vor dem Fährzorn ihres Mannes oft genug verheimlichen mußte, bereiteten der armen Freifrau viel bitteres Herzeleid. Aber sie war trotzdem die Einzige, die in ihrer immer gleichen Güte eine gewisse Herrschaft über den unbändigen Knaben auszuüben vermochte. Als sie mit zweiunddreißig Jahren nach kurzem Leiden, das niemand für eine ernste Krankheit gehalten, aus dem Leben schied, traten die frühen Leidenschaften Haralds in so erschreckender Wildheit zu Tage, daß sein Vater es aufgab, ihn selbst zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen. Im Vertrauen auf die segensreiche Wirkung einer strengen Disziplin veranlaßte er seine Aufnahme in das Kadettenkorps, und für eine Weile hatte es denn auch wirklich den Anschein, als sollten seine Erwartungen sich erfüllen.

Mit dem Tage aber, da der Stübrenfried aus Rudow verschwand, begann für die beiden andern, für Eberhard und Hilde, die glücklichste Zeit ihres Lebens. Ihre unschuldige Kinderfreundschaft, die unendlich viel zarter war, als das schönste geschwisterliche Verhältnis, wurde ihnen zu einer unverfälschten Quelle immer neuer Freuden, die sie in naiver Sorglosigkeit genossen, ohne sich ihres Ursprungs bewußt zu werden und ohne sich über ihre Natur den Kopf zu zerbrechen.

Bis in Eberhards sechzehntes Lebensjahr hinein währte dieses holde Jugendidyll. Dann machten ihm die unerbittlichen Ansprüche des Lebens ein Ende. Der Jüngling mußte das Vaterhaus verlassen, um die beiden letzten Gymnasialklassen zu absolvieren und dann nach mehrjährigem Universitätsstudium den Ueberlieferungen seiner Familie getreu, in die Armee einzutreten. Damals lernten sie zuerst das bittere Weh der Trennung kennen, und keines von ihnen bemühte sich, dem andern seinen Kummer zu verbergen. Zum letzten Male umarmten und küßten sie sich an jenem Tage wie sich ahnungslose Kinder küßen. —

Als Eberhard wiederkam, war er wohl noch derselbe; mit Hilde aber war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Sie trug nicht nur lange Kleider und war eine junge Dame geworden, sondern sie flog dem ehemaligen Spielkameraden auch nicht mehr jubelnd an den Hals, wie sie es sonst so oft gethan, und es war eine Zurückhaltung in ihrem Benehmen, die ihn verdross und kränkte, weil er ihre Ursache nicht begriff.

Da gebot ihm denn sein thörichter Jünglingsstolz, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn er dabei auch allezeit ritterlich und rücksichtsvoll blieb wie ein echter Kavaliere, so wollte sich doch bei keinem der kurzen Ferienbesuche der alte herzliche Ton wiederfinden. Sie gingen jedem Beisammensein unter vier Augen geslistentlich aus dem Wege, und wenn es doch einmal wider ihren Willen dazu kam, so sprachen sie von allem anderen eher, als von den lieblichen Erinnerungen aus der Kinderzeit, wie voll auch immer ihre Herzen davon sein mochten.

Nur bei ihrem letzten Abschied war es anders gewesen.

Nach langem Zögern und Widerstreben erst hatte der alte Freiherr damals seine Einwilligung gegeben, daß der hoffnungsvolle Erbe von Rudow Leben und Gesundheit in dem mörderischen Klima auf's Spiel setze. Eberhard hatte harte Kämpfe um die Verwirklichung seines Lieblingswunsches führen müssen, und es war davon zwischen Vater und Sohn eine Verstimmung zurückgeblieben, die keiner aus eigener Kraft zu beseitigen

vermochte, wie schmerzlich sie auch unerkennbar darunter litten.

Da war es Hilde gewesen, die als feinsten Vermittlerin den häßlichen Schatten gebannt und das alte herzliche Einvernehmen wiederhergestellt hatte, ohne daß einer von ihnen seiner Manneswürde auch nur das Geringste hätte vergeben müssen. Ihr Werk allein war es, daß Eberhard mit einem warmen Segenswunsch seines Vaters hinausziehen durfte in die Ferne, und nun mußte er wohl daran glauben, daß sie noch immer seine treue Freundin war wie in den sonnigen Tagen der Kindheit.

Den sichersten Beweis dafür aber brachte ihm erst die letzte Stunde seines Aufenthalts auf Rudow. Der Wagen stand schon bereit, der ihn zur Bahnstation bringen sollte; Hilde von Kochliz jedoch schien verschwunden. Eberhard suchte sie umsonst in allen Räumen des Hauses, und nur wenige Minuten noch waren ihm vergönnt, als er sie endlich in einem versteckten Winkel des Parkes, an dem Lieblingsplätzchen ihrer Kinder Spiele fand. Sie hatte seine Annäherung nicht bemerkt und sie fand darum nicht Zeit, die Thränen Spuren von ihrem Antlitz zu tilgen. Der junge Mann aber konnte nicht im Ungewissen sein, wem diese Thränen geglitten, und er war davon so mächtig ergriffen, daß er neben ihrem Sitz niederkniete und ihre Hände küßte, ohne in seiner Bewegung ein anderes Wort zu finden als den immer wiederholten zärtlichen Ausruf: „Hilde! Meine liebe Hilde!“

Und sie wehrte ihm so wenig, wie sie ihrem Schmerze zu wehren vermochte. Als er sich endlich erhob, der unerbittlichen Notwendigkeit des Scheidens eingedenk, und als er sie mit bebender Stimme bat, seiner auch künftig nicht zu vergessen, da lehnte sie statt aller Antwort ihr blondes Köpfchen an seine Brust und er hielt sie fest umschlungen, wie einst bei ihrer ersten Trennung.

Dann war des alten Freiherrn rufende Stimme laut geworden. Hilde hatte sich aus den Armen des Vaters losgemacht und war mit einem letzten, halberstickten Seufzer in den Park hineingeflohen. Dem jungen Offizier aber hatte das Herz noch lange gar thränenschwer in der Brust gelegen, und erst die Vereinigung mit den beiden Kameraden, die gleich ihm dem unbekanntem Schauplatz einer neuen, gefahrvollen Thätigkeit entgegenstrebten, hatte ihm seinen heiteren Jugendmut wieder gegeben.

Manch frischen, fröhlichen Bericht über seine afrikanischen Erlebnisse hatte er während der ersten fünfzehn Monate aus der Ferne hierher gesandt, dann aber war eines Tages statt des erhofften Grußes von seiner Hand die Diabospost eingelaufen, daß er bei einer kriegerischen Expedition in das Innere durch mehrere Speerstiche schwer verwundet und in nahezu hoffnungslosem Zustande an die Küste zurückgebracht worden sei.

Von der Stunde an war es recht still und trübselig geworden auf Schloß Rudow. Wohl hatte Joachim Heinrich von Kochliz die schmerzliche Kunde mit mannhafter Fassung aufgenommen, wie es sich für den alten Soldaten gezieme; mit seiner anscheinend unverwundlichen Rüstigkeit und Kraft aber war es doch auf einmal vorbei. Ein paar leichte Ohnmachten, von denen der alte Herr durchaus nicht zugeben wollte, daß es richtige Schlaganfälle gewesen waren, hatten seine Umgebung auf schlimmeres vorbereitet, und eines Morgens fand ihn denn auch der Kammerdiener bewußtlos und gelähmt neben seinem Bette auf dem Teppich. Wohl machte die Riesennatur des Freiherrn dem Tode noch sechs lange, qualvolle Monate hindurch seine Beute streitig, und es kehrten ihm in dieser Zeit nicht nur die Sprache sondern auch die Herrschaft über seine Glieder zum Teil zurück; aber es war im ganzen doch nur ein qualvolles Vegetieren gewesen, ein Martyrium für den armen Kranken und eine harte Schule äußerster Selbsterleugnung für die, welche ihn pflegten.

Während er so unter dem trüben nordischen Winterhimmel mit der ganzen Zähigkeit seines langlebigen Geschlechts um jeden Fußbreit des kurzen Weges kämpfte, der ihn noch vom Grabe trennte, rang fern von ihm an den glutheißen Gestaden Afrikas der Erbe von Rudow nicht minder hart und schmerzvoll um sein junges Dasein. Aber seine fünfundsanzig Jahre waren stärker als die fünfundszechzig seines Vaters, und ungefähr um dieselbe Zeit, wo die treue Pflegerin Hilde von Kochliz weinend an der blumengeschmückten Bahre ihres toten Oheims kniete, konnte der Arzt in Bagamoyo seinen Patienten für gerettet erklären.

An eine Heimkehr in den deutschen Norden war damals für Eberhard freilich noch nicht zu denken. Wochen vergingen, ehe er sich nur nach Kairo begeben durfte, und auch ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Egypten hatte seine erschütterte Gesundheit erst soweit gekräftigt, daß die Aerzte ihm gestatten konnten, an der Riviera seine volle Genesung zu erwarten.

Unter dem lachenden Himmel Südfrankreichs aber hatte er dann noch viel mehr gefunden, als er gehofft und ersehnt. Er



hatte die beiden Fräulein von Totfalusy kennen gelernt, die verwaisten Nichten eines hohen ungarischen Staatsbeamten, die unter dem Schutze ihrer Tante, einer Gräfin Teleky, in Nizza weilten. Und Grabielen's blendende Schönheit hatte schon bei der ersten Begegnung einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er mit sich selber sofort im Reinen war, ihr Besitz bedeute für ihn das Glück seines Lebens. Jedes erneute Zusammentreffen, dazu es bei der größeren Zwanglosigkeit des Kurlebens und bei dem Entgegenkommen der Gräfin nicht an günstiger Gelegenheit fehlte, hatte seine Leidenschaft gesteigert; und ihre Bekanntschaft war noch kaum mehr als eine Woche alt, als Gabriele von Totfalusy bereits den Verlobungsring am Finger trug. Es war kein geräuschvolles Verlöbniß gewesen und es sollte auch eine stille Hochzeit werden, sobald der Ablauf des Trauerjahres die Vermählung gestattete. Eberhard hätte sie wohl gern auf deutscher Erde begangen; aber Gabriele wünschte, daß sie in Nizza bei ihrer Tante stattfinden und der glückliche Bräutigam würde unbedenklich in noch härteres gewilligt haben, wenn sie es verlangt hätte. Nur wenige Einladungen wurden nach Deutschland gesandt; die herzlichste und dringendste jedenfalls an Hilde von Rochlitz nach Rudow. Aber gerade diese war zu Eberhard's Ver-

trübnis mit freundlichen Entschuldigungen abgelehnt worden und er hatte auf die Freude verzichten müssen, die Jugendgepielin an seiner Hochzeitstafel zu sehen. Mit vermehrter Ungeduld hatte er von da an den Tag der Heimkehr herbeigesehnt, und auf der dreimonatlichen Hochzeitsreise waren seine Gedanken oftmals zu dem stillen alten Schlosse und zu seiner blonden Base nordwärts geflogen. Er hatte sich innig auf das Wiedersehen gefreut; nun aber war etwas, wie ein Gefühl unbehaglicher Enttäuschung in seinem Herzen, denn die erste Begegnung war ganz anders verlaufen, als er sich's vorgestellt hatte. Und die Schuld lag doch gewiß nicht an ihm. Er war aufrichtig glücklich gewesen, Hilde so blühend und anmutig wieder zu finden; er würde sie als seine



Großfürstin Helena Vladimirovna,  
heimlich vermählt mit Prinz Louis Bonaparte.

stillen Hoffnung, ihr, die seine Gedanken jetzt ausschließlich beschäftigte, an der Stätte dieser gemeinsamen Erinnerungen zu begegnen. — Und er hatte sich nicht getäuscht. Auf derselben Bank, wo er damals neben ihr auf dem Rasen gekniet hatte, saß Hilde auch heute. Sie hatte das feine, blonde Köpfchen gegen den Stamm der alten Buche gelehnt, in die er vor fünfzehn oder sechzehn Jahren ihren Namen neben dem seinigen eingeschnitten, und ihre gefalteten Hände ruhten lässig im Schoße. Sein Näher-



Prinz Louis Bonaparte.

kommen bemerkte sie nicht, und während er aus einiger Entfernung Minuten lang das liebe Bild betrachtete, drängte sich ihm — fast zu seiner Ueberraschung — die Erkenntnis auf, daß sie viel schöner geworden war seit dem Tage, an dem er sie zum letzten Male gesehen. Es war ihm, als hätte er den bestrickenden Liebreiz ihrer Erscheinung überhaupt noch nie zuvor bemerkt, und heiße Sehnsucht nach einer Wiederkehr der glückseligen Stunden ihrer unschuldigen Kinderfreundschaft zitterte durch seine Seele. Rasch trat er aus dem Laubwerk hervor, das ihn bisher ihren Blicken verborgen hatte, und nun, bei dem Geräusch seiner Schritte, wandte sie hastig den Kopf, während es zugleich verräterisch in ihren Wangen aufstieg.

„Ich suchte Dich, liebste Hilde,“ sagte er, „denn es

verlangt mich recht von Herzen, endlich ohne lästige Zeugen mit Dir zu reden.“

Er hatte sich neben sie gesetzt und ihre Hand ergriffen. Sie überließ sie ihm für die Dauer einiger Sekunden; dann aber zog sie die feinen Finger aus den seinigen.

„Du möchtest, daß ich Dir von Deinem armen Vater erzähle, Eberhard,“ erwiderte sie leise, „das begreife ich wohl. Aber ich wüßte Dir aus seinen letzten Lebenstagen kaum mehr zu berichten, als das, was ich Dir damals nach Nizza geschrieben. Du hast jedes seiner Worte erfahren.“

„Daran zweifle ich nicht. Und ich werde Dir nie genug danken können für alles, was Du an ihm und an mir gethan. Aber es war auch nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft, über die ich mit Dir reden wollte. Du hast schwere Stunden erleben müssen hier auf Rudow, arme Hilde, nun ist's an der Zeit, daß endlich die heiteren und sonnigen ihren Anfang nehmen.“ — „Ich denke vielmehr, Eberhard, daß es für mich jetzt an der Zeit ist, mich nach einem anderen Unterkommen umzusehen. Meine Anwesenheit konnte

vielleicht von einigem Nutzen sein, so lange Du fern warst. Jetzt, nachdem Du Deinen Abschied genommen hast, um dauernd hier zu bleiben, ist sie ganz überflüssig geworden.“

Voll aufrichtiger Bestürzung suchte der junge Mann in ihrem Gesicht zu lesen. „Überflüssig? — Kann das Dein Ernst sein, Hilde? — Was habe ich Dir gethan, daß Du mich in der ersten Stunde nach meiner Heimkehr so bitter kränken mußt?“

(Fortsetzung folgt.)



Das ehemalige Palais Kaiser Friedrichs.

liebe, treue Freundin, als seinen besten Kameraden mit brüderlich inniger Umarmung begrüßt haben, wenn sie nicht scheu zurückgewichen wäre wie vor einem Fremden. Das war wieder dieselbe Zurückhaltung, die ihn schon einmal so empfindlich verletzt hatte, und er fühlte deutlich, daß sie aufs Neue zwischen sich und ihm die unsichtbare Schranke aufgerichtet hatte, die er nach jener Abschiedsszene vor drei Jahren für immer beseitigt geglaubt. Diesmal aber war er entschlossen, es nicht wieder bis zu einer wirklichen Entfremdung kommen zu lassen. Sobald als möglich wollte er sie durch eine rückhaltlose Frage bewegen, sich offen gegen ihn auszusprechen, und er war in den Park gegangen, nicht nur um die alten Erinnerungen aufzufrischen, sondern auch in der



Berliner Lastpferd mit Sonnenhut.



## Getrennt und vereint.

Novellette von Louis Collas.

[Nachdruck verboten.]

Herr von Broladre war etwa dreißig Jahre alt. Sein energisches, männliches Gesicht zeigte einen ernsten, sorgenvollen Ausdruck. Den Kopf zur Erde gesenkt, durchschritt er eine Allee von Kastanienbäumen, an deren äußerstem Ende sich ein elegantes Landhaus erhob.

„Kann ich Frau von Bange sprechen?“ fragte er das Mädchen, das ihm auf sein Klingeln öffnete.

Man führte ihn in den Salon, wo eine junge Frau, ungefähr in seinem Alter, mit einer Stickerei beschäftigt saß. Sie war noch sehr schön, ihr Benehmen war einfach und zuvorkommend, ihr Gesichtsausdruck liebenswürdig und sympathisch; dennoch zeigte der Besucher eine verlegene Haltung.

Sie selbst konnte ihre Ueberraschung nicht unterdrücken, faßte sich aber sogleich und sagte, ihm die Hand reichend: „Das ist reizend von Ihnen, Herr von Broladre, daß Sie mich nicht vergessen haben.“

„Ich muß mich zunächst wegen meines frühzeitigen Besuches entschuldigen; doch ich bin mit einer Botschaft betraut; mein Freund Delsarte hat mich gebeten, Ihnen diesen Brief zu übergeben.“

Er reichte ihr ein Schreiben, das sie schnell erbrach. Der Brief war lang und, wie es schien, sehr interessant.

„Kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?“ fragte sie, nachdem sie das Schreiben zu Ende gelesen hatte.

„Nein, Madame, mein Freund Delsarte hat mich gebeten, ihm einen Dienst zu erweisen, und ich hatte mein Wort gegeben es zu thun.“

„Das bedeutet so viel,“ fuhr Frau von Bange lächelnd fort, „daß Sie ohne diese Verpflichtung kaum hierher gekommen wären.“

„Vielleicht, Madame, hätte ich gefürchtet, Ihnen zudringlich oder ungelegen zu erscheinen.“

„Weshalb? Sind wir nicht zwei alte Freunde, zwischen denen die Etiquette aufgehoben sein sollte? Gestatten Sie mir,“ bemerkte Frau von Bange, „einige Anordnungen zu geben; ich bin gleich zurück. Sie werden dann die Güte haben, mich in den Garten zu begleiten; für heute gehören Sie mir. Es ist so lange her, seit wir uns nicht gesehen, daß wir viel miteinander zu reden haben werden.“

„Fast zehn Jahre sind verflossen, seit Sie Paris verlassen haben, Herr von Broladre,“ sagte die junge Frau, „was ist während dieser langen Zeit aus Ihnen geworden?“

„Wissen Sie es nicht? Ich bin während dieser ganzen Zeit in der Welt herum gereist, habe mich einer Expedition nach den Hochplateaus von Kabylien angeschlossen, habe einen Teil der Sahara besucht, bin den Nil hinaufgefahren und beabsichtige mich jetzt nach Marseille einzuschiffen, um das südliche Tunis zu durchstreifen.“

„Und nachher?“

„Das weiß ich noch nicht; die Welt ist ja groß!“

„Man hat mir gesagt,“ fuhr Frau von Bange fort, „daß Sie infolge eines tiefen Kummers fortgereist seien, um in der Aufregung weiter Reisen Vergessenheit zu suchen.“

Sie richtete ihre Blicke auf die seinen und erwartete eine Antwort.

„Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt,“ versetzte er, „meine Wahl war auf ein junges Mädchen gefallen, das vor allen geeignet schien, mein Glück zu sichern; die Dame war schön und besaß alle Eigenschaften, die man von derjenigen wünschen kann, mit der man sein Geschick vereinen will; einen Augenblick glaubte ich, unsere Herzen stimmten überein, allein es war eine Täuschung!“

„So ist es nun einmal im Leben,“ versetzte Frau von Bange, „man liebt und wird nicht wieder geliebt, man ist gleichgültig gegen die, welche uns so gern ihr ganzes Herz schenken möchten.“

Eine lebhafteste Röthe überzog sein Gesicht.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund,“ sagte sie dann lächelnd, „wenn ich auf eine schon alte Geschichte anspiele, so geschieht dies mit der Unparteilichkeit einer fernstehenden Person. Es ist ja wahr, daß ich mich infolge einer heldenmütigen Handlung seinerzeit in Sie verliebte; aber Ihre eifrige Kälte führte mich zur Wirklichkeit zurück, und ich erkannte, daß ich mich in einer unseligen Hoffnung verlor. Daß meine Eigenliebe dadurch etwas verletzt wurde, will ich nicht leugnen, doch die Vernunft bekam bald wieder die Oberhand. Als ich Herrn von Bange heiratete, hatte ich ihm nichts zu verhehlen;

er mußte, daß ich für ihn nicht eine jener glühenden Leidenschaften empfand, die man mehr in Romanen, als im Leben findet, doch er flößte mir Zuneigung und Achtung ein. Als Gattin und Mutter habe ich niemals mit Bedauern in die Vergangenheit geblickt, und heute spreche ich zu Ihnen wie zu einem Freunde, für den ich eine rein schweesterliche Zuneigung empfinde. Sie sehen, ich bin ganz aufrichtig zu Ihnen; warum bringen Sie mir nicht die gleiche Offenherzigkeit entgegen? Sie haben in fernen Ländern Vergessenheit gesucht; sagen Sie mir, haben Sie dieselbe gefunden?“

„Nun denn, nein!“ rief Herr von Broladre, „wohin mich auch mein abenteuerliches Leben führte, das Bild des geliebten Mädchens, hat mich stets verfolgt, unter den Zelten Arabiens wie unter der brennenden Wüsten Sonne; ich mußte es lieben, obwohl es mein Leben vernichtet hatte. Ich will wieder fortreisen, und zwar diesmal für immer, die Erinnerung jedoch wird stets mit mir ziehen, und ich fühle, nie wird es mir gelingen, mich von dieser Dual zu befreien.“

Sie hoffte, er würde einen Namen aussprechen, er bewahrte jedoch nach wie vor sein Geheimnis. Sie riet ihm als Hilfsmittel für sein Leiden die Ehe an. Es gab doch nicht nur eine Frau auf der Welt; ein Mann mit seinem Vermögen und seinem Namen würde zweifellos bald eine Frau finden, die ihm die Last des Daseins tragen half.

Er schüttelte indes den Kopf; für ihn gab es nur eine Frau auf der Welt, mit der vereint er durchs Leben gegangen wäre.

Unmählich hatten sie sich wieder dem Hause genähert, als Frau von Bange plötzlich fragte: „Sie erkundigen sich ja garnicht nach meiner Schwester Clementine?“

Sie schien die Bewegung, welche er bei Nennung dieses Namens machte, nicht zu bemerken.

Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Kaltblütigkeit zu bewahren, und er versetzte mit vibrierender Stimme: „Ihre Schwester hat sich jedenfalls verheiratet.“

„Nein.“

„Was ist denn aus ihr geworden?“

„Sie ist Erzieherin!“

„Erzieherin ist sie geworden?“ wiederholte er, „wie ist sie denn dazu gekommen?“

„O, sie ist es ganz freiwillig geworden. Sie erinnern sich wohl, daß wir bei einem Onkel lebten, der nach dem Tode der Eltern unsere Vormundschaft übernommen hatte? Mehrfach hatte er versucht, sie zu verheiraten, doch sie hatte alle Partien ausgeschlagen; schließlich hat sie sich der Erziehung von Kindern gewidmet.“

„Sie hatte Vermögen?“

„Sie hat darüber verfügt und nichts für sich behalten.“

„Daran erkenne ich die Großmuth ihres Herzens. Sie, die durch ihre Schönheit, Klugheit und Bornehmheit dem ersten Salon zur Zierde gereichen würde, ist zur Armut herabgedrückt! Sagen Sie mir, bitte, wo sie sich aufhält!“

„Das kann ich nicht, denn das hat mir meine Schwester nicht gestattet.“

Herr von Broladre schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Hören Sie mich an, Madame. Als ich meine Reisen antrat, verfügte ich bereits über ein ziemlich großes Vermögen, das sich im Laufe der Jahre infolge Beteiligung an mehreren lukrativen Unternehmungen verzehnfacht hat; ich bin heute reich; ein an Entbehrungen gewöhnter Mensch braucht jedoch wenig. Ich werde einen Teil für mich zurückbehalten, um meine Zukunft sicher zu stellen, das Uebrige bestimme ich für Ihre Schwester. Ich werde zufriedener abreisen, wenn ich ihr das Vermögen wiedergegeben habe, das sie nicht mehr besitzt, und rechne auf Sie, die Vermittelung bei ihr zu übernehmen.“

„Unmöglich, mein Freund, wie soll ich ihr nur die Sache erklären?“

„Sie haben Recht; wir müssen hier ordnungsmäßig zu Werke gehen, aber die Zeit drängt, da ich noch heute Abend wieder abreise.“

Frau von Bange überlegte einige Augenblicke und erwiderte dann: „Es giebt nur ein Mittel; mein Notar in Moret gehört zu meinen Freunden; kommen Sie mit, er wird uns aus aller Verlegenheit helfen.“

„Schön, Madame, ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Gut denn, ich werde anspannen lassen.“ — — (Schluß folgt.)





**Maihäkchen.** Nach einem Gemälde von Julius Adam.  
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



## Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Bruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Schweigsam war es auch in den Sälen, wo unter steter Aufsicht die Verbrecher eine ihren Fähigkeiten und Kenntnissen nach Möglichkeit angepasste Arbeit zu verrichten hatten. Es waren aber nur zumeist die schwächeren und nicht ganz gesunden, welche dort arbeiteten. Die kräftigeren Sträflinge wurden bei den Kanalisationsarbeiten und bei der Einlagerung der Röhren für die Wasserleitung der Stadt beschäftigt. Gar mancher meldete sich dazu, in der heimlichen Absicht, den verzweifeltsten Versuch zu wagen, zu entspringen und dem verhassten Hause zu entgehen, das alle wenigstens ein Jahr, die Meisten Jahrzehnte, einige sogar für ihr ganzes Leben in der tödlichen Stille und unter eisernem Zwange begrub. Aber selten glückte ein solch waghalsiges Beginnen. Die Meisten brachte man kurze Zeit darauf wieder ein, manchen sofort, mit zerschossenen Gliedern, wenn ihn die Wache bemerkt hatte.

Auch an dem Tage, da Max Horwart in Kardorf eingeliefert worden, wurde ein alter Mann zurückgebracht, dem die Kugel des Wächters, da er sich gebückt hatte, in den Rücken gedungen war, und den man nun sterbend in die Inquisitionsteilung transportierte. Der unglückliche Bildhauer hatte vor innerer Erregung gezittert, daß er umzustürzen drohte. Die roten Tropfen, welche das Steinpflaster des Korridors bedeckten, sie erinnerten ihn immer nur wieder an das Eine, daß, um die Freiheit wieder zu gewinnen, dieser Alte sein Leben eingesetzt. Und wie er die massiven Eisenstäbe in den Fenstern betrachtete, dem verglimmenden Abendrot nachsah, da ergriff ihn mit brennender Sehnsucht das Heimweh, nach Licht, nach Menschen, nach Freiheit. Wie ein dumpfer Rausch kam es über ihn, er überhörte die Fragen, welche der Gefängnisdirektor an ihn stellte, und selbst die scharfe Zurechtweisung, die ihm zuteil wurde, konnte ihn nicht ganz zur Besinnung zurückbringen.

Erst als er in der schmalen Zelle stand, durch deren hochgelegenes Fenster nur mehr ein matter Lichtschimmer eindrang und ihn wieder Totenstille umfing, wurde es einigermassen ruhig in ihm. Freilich, dieses furchtbare Gefühl, das ihn beschlich, als er das Gefangenenhaus betrat, wollte nicht ganz schwinden, aber die starke Hoffnung, daß er in kurzem wieder frei sein werde, makellos vor der Welt dastehen, regte sich in ihm von neuem. Es war ja kein Zweifel, daß draußen in der Welt ehrliche Freunde für ihn schafften, unablässig arbeiteten, seine Unschuld an den Tag zu bringen — besonders Lucie.

Er hatte sie seit jenem Tage nicht mehr gesehen, da er Schloß Rawen mit dem Untersuchungsrichter Dr. Rosen, als dessen Häftling, verließ. Er wußte, sie wollte sich und ihm die traurigen Szenen ersparen, angesichts neugieriger, oder wenigstens gleichgültiger Aufseher über das furchtbare Schicksal zu klagen, das über sie hereingebrochen. Allerdings wünschte er manchmal, daß sie gekommen wäre, ihm zu sagen, er dürfe einen Funken Hoffnung hegen, sein Geschick werde sich zum Besseren wenden. Aber sie kam nicht, und die Briefe, welche er recht spärlich von ihr erhielt, waren immer kurz und kühl. Wenn er sich auch sagte, daß sie in mädchenhafter Scham jedes wärmere Wort, jede Aeußerung der starken Liebe, die sie verband, vernied, weil sie wußte, daß alle Briefe vorerst geöffnet wurden, bevor er sie in die Hände bekam, so schien es ihm doch, als ob sich etwas Fremdes zwischen sie und ihn gelegt. Aus den eigentümlichen Wendungen, die sie manchmal gebrauchte, klang es wie etwas Ungeahntes, Ungewöhnliches. Aber wie er auch fühlte, daß sie seine eigene Sache damit meine, er freute sich nicht darüber, ein Bangen stieg in ihm auf.

Und wie die Andeutungen in ihren Briefen immer unbegreiflicher und häufiger wurden, steigerte sich in ihm das Gefühl unendlicher Verlassenheit, und mit heißen, feuchten Augen lag er viele Nächte wachend auf dem harten Lager der öden Zelle.

So war ein Jahr vergangen, es dünkte ihm ein Jahrzehnt. Er wußte nichts von der Welt, von den Menschen, nur als Schnee draußen auf den Dächern lag, merkte er, daß es Winter geworden sei. Und dann kam wieder der Frühling mit seinem Blüten und Sonnenschein. Von dem Blüten wußte er nichts, aber durch die Fenster, die nun geöffnet wurden, stutete es in die schwüle, dumpfe Luft der Arbeitszelle warm und klar herein. Hierig trank er die frische Luft, die wohl an Wald und Blüten gelost und nun ein unendlich zartes Aroma hatte, welches nur jener fühlt, der Tag um Tag an dicke Mauern gefesselt ist und nur ein paar Stunden wöchentlich auf schmalem Raum mit hundert Anderen zusammen sich in der freien Luft bewegen darf.

Max Horwart wurde in der Tischlereiabteilung beschäftigt. Es war also eine verhältnismäßig ganz leichte Arbeit, zudem man ihn, als man seine Geschicklichkeit bemerkte, Holzschnitz-

arbeiten zum dekorativen Schmuck der Gerichtssäle ausführen ließ. Und doch ging er körperlich stetig zurück. Seine schlanke Gestalt wurde hager und edig, das Gesicht nahm eine gelbliche Färbung an, während der Glanz seiner feurigen Augen verblich, deren Lider rot und entzündet wurden. Er verfiel einem langsamen Siechtume, das mit keinerlei physischen Schmerzen verbunden war. Achlos, gewöhnt des zeitweiligen Zusammenbruchs der Sträflinge, gingen Aufseher und Beamte darüber hinweg. Sie mußten ja, daß er für immer ein Gast dieses Hauses bleiben würde; wenn ihn also eine Krankheit dahinraffte, so war es besser für ihn, wurden seine Leiden früher beendet. Vielleicht, daß der eine oder andere einmal im Stillen bedauerte, daß diese geschickte Hand sobald erlahmen würde, daß ein Talent, vielleicht ein echter Künstler, hier verdarb.

Monate waren nun schon verfloßen, seit er eine Mitteilung von zu Hause erhalten. Eine dumpfe Resignation überfiel ihn und von Tag zu Tag erstarrte die Hoffnung auf eine Aenderung seines Schicksales mehr in ihm. Ein Jahr — und schon hatten ihn alle vergessen, erbarmungslos dem düsteren Hause überliefert. Es schüttelte ihn wie im Fieberfrost.

Endlos war ihm der Winter geworden, wo so früh das Tageslicht erlosch, und endlos die Nacht war, diese quälenden Stunden, die ihm, statt Ruhe zu bringen, sein Zimmersties auswühlten und zermarterten, mit dem Gedanken auf Rettung. Denn je mehr sein Hoffen erschüttert wurde, desto brennender wurde der Freiheitsdurst in ihm.

So kam nun endlich der Frühling. Aus tiefster Seele jauchzte er ihm zu. Wenn die Sonne schien, wurde seine Hoffnung wieder stärker, kam Zuversicht in seine Seele. Allmählich legte er sich die Sache also zurecht: daß niemand ihm schreibe, sollte die Ueberraschung, daß sich ihm die Thore öffnen würden, vergrößern. Blödsinn würde ein Brief kommen und Lucie gar und man würde ihm sagen, daß er frei sei. Frei! Er zitterte, wenn er daran dachte. Frei! Ein Jubelruf aus innerstem Herzensgrunde, mit thränenden Augen und klopfenden Pulsen. Eines Tages wurde er von einem Aufseher hinübergebracht zum Direktor der Anstalt. Als sie den Korridor entlang schritten, den weißes Sonnenlicht überflutete, war es Max, als ob Lucie am anderen Ende stünde und ihm die Arme entgegenstreckte, aber die tanzenden Schatten hatten ihn getäuscht. Dann stand er im Bureau des alten Herrn.

Ein Brief lag auf dessen Schreibtisch. Ein glückliches Lächeln flog über des Gefangenen Gesicht. Das war das Schreiben, das ihm Rettung brachte, Erlösung verhieß. Unwillkürlich streckte er den Arm darnach aus.

„Hier ist ein Brief für Sie,“ sagte der Beamte und reichte ihm denselben. „Es steht darin, Sie möchten sich nicht aufregen darüber. Also thun Sie es nicht. — Sie werden im übrigen bei der nächsten ärztlichen Visite sich wieder einer Untersuchung unterziehen.“

Nach diesen scharf accentuierten Worten fuhr der Direktor, ein weißhaariger stämmiger Herr, dem man schon von weitem den gewesenen Offizier ansah, etwas milder fort: „Hier habe ich eine Schatulle, wie Sie sehen, ist ein Teil der aufgeleiteten Platte mit diesen wunderbaren Schnitzereien abgebrochen worden. Trauen Sie sich, das Fehlende zu ergänzen?“

„Gewiß, Herr Direktor,“ sagte der Bildhauer, nachdem er die hübsche zierliche Schatulle prüfend angesehen. „In zwei bis drei Tagen hoffe ich es fertig zu bringen.“

„Gut, also machen Sie das. — Der Aufseher sagte mir, daß Sie öfter stark husten. Sie können also Nachmittags in Ihrer Zelle belassen werden,“ versetzte der alte Beamte teilnahmsvoller, als er sonst zu sprechen pflegte. Der Blick auf das junge und doch schon so verfallene Gesicht mochte ihn menschlicher gestimmt haben.

Max Horwart verneigte sich dankend.

Kaum fünf Minuten später kam der Aufseher, welcher den Bildhauer in die Zelle zurückgeführt, erschreckt hereingestürzt.

„Herr Direktor, der Horwart, Nummer sechsundvierzig, brach gerade, als ich die Thür abschloß, auf einmal zusammen; das Blut kommt ihm aus Mund und Nase.“

Der Direktor sprang sofort zum Telephon und fragte im Inquisitionspital an, ob einer der Ärzte zugegen sei. Es wurde bejaht. Er hat ihn herüber.

„Bringen Sie sofort kaltes Wasser,“ befahl er dem Aufseher, während er selbst aus einem Arzneischranke verschiedene Fläschchen mit stärkenden Essenzen herausnahm.

Als der Chefarzt des Inquisitionspitals, Dr. Jordan, in der Strafanstalt erschien, war der junge Bildhauer noch immer bewußtlos. Der Arzt untersuchte ihn genau und konstatierte, daß



der Bluterguß glücklicherweise kein allzu großer gewesen sei. Man wusch den Ohnmächtigen und schlug dieser auch schließlich die Augen auf. Er war aber außerordentlich matt und so befahl Dr. Jordan den Transport in das Spital an.

Schon im Weggehen begriffen, hob der Arzt ein am Boden liegendes Papier auf. Es war der Brief, welchen der Direktor dem Bildhauer übergeben. Anfangs gleichgiltig, las der Arzt die wenigen Zeilen, welche lauteten:

„Heber Max! Ich habe mich mit Herrn von Eichtreu verheiratet. Ich hoffe, daß Du meinen Entschluß billigen wirst. Rege Dich darüber nicht auf. Ich habe keinen anderen Gedanken, als Dich frei zu sehen. Inuitst  
Deine Lucie.“

Dr. Jordan stutzte bei dem Namen und brummte ihn ein paar Mal vor sich hin. „Ich weiß nicht, dieser Name ist mir einmal geläufig gewesen. Wer war es denn, zum Teufel?“

„Wer ist denn dieser Mann eigentlich und weshalb ist er da?“ fragte er den Direktor, als er sich in dessen Kanzlei die Hände wusch.

Der Beamte schlug ein Buch auf.

„Max Horward, Bildhauer, zuletzt in Dresden, hat seinen Stiefvater Alfred Kamen, Gutsbesitzer auf Schloß Kamen bei Langberg, meuchlings erschossen, wurde vom Geschworenengerichte in Bärenstein zum Tode verurteilt, aber begnadigt zu lebenslänglichem Kerker.“ las er. — „Mehr kann ich leider nicht dienen. In den Briefen, die der Mann hier und da erhielt, erinnere ich mich, war von Eichtreu die Rede. Sonst weiß ich über ihn gar nichts.“

„So, so, ich danke. Also einer von den Schwersten. Sieht aber wahrlich nicht darnach aus. Man gewinnt ja da allmählich einen Blick dafür. Vatermörder pflegen auch gewöhnlich nicht über einen Brief in Ohnmacht zu fallen und Blutsturz zu bekommen. Denn es ist ganz klar, daß dieser Mensch durch eine unmittelbare äußere Ursache, eine gewaltige Aufregung in diesen zwar nicht gefährlichen, aber ernststen Zustand geraten ist. Schade, daß man über diesen Eichtreu nichts Näheres erfahren kann. Mir geht der Name im Kopfe herum. Ich weiß nicht, wo ich ihn hinthun soll. Aber halt! — der alte Arzt sprang erregt von dem Sessel auf, auf den er sich niedergelassen, und sah wie über sich selbst verblüfft drein. „Eichtreu — nun hab ich, so hieß ja — fällt Ihnen, Direktor, denn gar nichts ein? — Sie waren doch damals auch in Costa, vor zwölf, nein, fünfzehn Jahren — erinnern Sie sich denn nicht, als mein Bruder Heinrich, der Student, im Duell erschossen wurde? Sein Gegner war ein Eichtreu.“ — Dr. Jordan sagte den Direktor bei der Schulter. „Sie werden sich entsinnen, daß dieser Eichtreu in ganz niederträchtiger Weise bei diesem Ehrenhandel voringing. Ja, ich behaupte, daß er meinen armen Bruder nur aus dem Grunde provozierte, um ihn vor die Pistole zu bekommen und ihn dann kalten Blutes niederzuschießen. Thatsache war und ist, daß dieser Mensch vor dem Kommando „Los!“ schoß und mein Bruder, in die Brust getroffen, sterbend zu Boden sank.“

Direktor Linkhardt nickte lebhaft mit dem Kopfe. „Ja, nun erinnere ich mich auch. Der Fall ging ja damals durch die Zeitungen und erregte in Costa ganz kolossales Aufsehen. Dieser

Eichtreu wurde auch nicht lange darauf kastirt. Erstens einmal, weil die Regimentsklasse, die er eine Zeit lang führte, nicht recht in Ordnung war, und dann wegen des Duelles.“

Dr. Jordan hatte sich wieder in den Sessel niedergelassen. Sein gefurchtes Gesicht hatte einen finsternen und doch wehmütigen Ausdruck angenommen.

„Der arme Heinrich! Sie glauben gar nicht, Direktor, wie mir der Junge leid that. Er war unser Jüngster, das Nesthäkchen sozusagen. Unsere Mutter überlebte den Schlag nicht lange. Ich wollte mich damals mit diesem Eichtreu selbst schlagen; aber meine Freunde rieten mir ab, und schließlich hatten sie doch recht, wenn sie meinten, der Lump würde wieder zuerst schießen. In eine Austragung mit Säbeln ließ er sich erfahrungsgemäß nicht ein. — Habe aber den Namen doch schon ganz vergessen, da ich ihn in den fünfzehn Jahren nicht einmal wieder gehört. Heute zum ersten Male. Da wäre ich nun wirklich neugierig, zu erfahren, was es mit diesem Eichtreu ist. Ob er mit jenem gemessenen Offizier identisch ist?“

Der Direktor zuckte die Achseln. „Bedauere wirklich, rein gar nichts zu wissen. Muß auch gestehen, daß mir der Name, den ich öfters in den Briefen gelesen habe, gar nicht aufgefallen ist. Es kommen gerade unsreinem so viele Tausende Namen unter, daß man den einen und anderen wirklich vergißt. Im übrigen glaube ich, daß Ihnen der Horward wohl die gewünschte Aufklärung geben wird, wenn er selbst den Mann und dessen Vergangenheit überhaupt kennt.“

Als Dr. Jordan sich den Ueberrock anlegte, sagte er mit nachdenklichem Gesichte: „Es ist doch wirklich seltsam, daß einem nach langen Jahren ein Name wieder auftaucht, den man ganz vergessen; auch wenn sich sehr ernste Angelegenheiten daran knüpfen. Diese Eichtreus scheinen öfters Rollen zu spielen, welche für andere nicht angenehm. Zuerst der Fall mit meinem Bruder und dann auch hier. Es würde mich wirklich interessieren, näheres von diesem Horward zu erfahren.“

20.

Auf Schloß Kamen war ein trüber rauher Winter angebrochen. Er war diesmal besonders hart und schneereich. Meterhoch verschneit lagen die Wege, der Wald starnte von unzähligen Eiszustallen. Schnee lag auf den Nestern, die der rauhe Sturm, der über das Land segte, trachend bog und brach.

Trotzdem sah man den neuen Schloßherrn Eichtreu öfter in einem kurzen Pelz, mit hohen Stiefeln, eine dicke Pelzmütze auf dem hageren Kopfe, die verschneiten Wege entlang stampfend, bald da, bald dort stehen bleibend, oft viertelstundenlang, dann wieder hastig weiterstreichend, daß ihm trotz der kalten Luft Schweißtropfen auf die Stirn traten.

Im Schlosse schien er sich, wiewohl er einen kurzen herrischen Ton angenommen, nicht wohl zu fühlen. Seit dem ersten Tage ihrer jungen Ehe hatte sich eine Schranke ausgerichtet zwischen den beiden Gatten. Wenn sie bei Tisch saßen und er ihr galant den Braten zerlegte, dann aß Lucie nur mit innerem Widerwillen, der mit Furcht gepaart war. Wenn sie in diese flackernden tiefliegenden Augen schaute, die blaue Ringe umzogen, auf die dünnen, fest aneinander liegenden Lippen, glaubte sie, daß er ihr einmal Gift hineinmischen werde, wenn er sie durchblickte. [Fortsetzung folgt.]

### ✻ Allerlei. ✻

Ueber eine Expedition des Herrn v. Stein, dem Chef der Verwaltung des Sanga-Ngotogebietes in Kamerun über die tote Zone hinaus nach Norden und Nordwesten wird berichtet: Die Expedition brach am 16. Februar in Stärke von 84 Soldaten und 70 weiteren Leuten von der Station Ngoko auf. Bis zum 20. Februar wurde diese Zone ohne besonderes Vorkommnis passiert. Die Gegend war durchweg sehr flach, doch ohne größere Sumpfsümpfen. Der Weg führte durch äußerst wildreiche, offenbar sehr wenig aufgesuchte Gebietsstrecken, in denen sich auch sehr viel Kikria vorfindet, nach dem ziemlich bedeutenden Bangandudorfe Bombesse, wo das Land etwas hügeliger zu werden beginnt. Nach einem Ruhetage in Bombesse wurde in kleinen Marschen bis zum 23. Februar die Bangandufaktorei der Gesellschaft Südkamerun zu Djimbuly erreicht. Dabei bemühte ich mich, in die Verhältnisse im Bangandulande einen Einblick zu gewinnen. Ich habe den Eindruck erhalten, daß dieser Stamm ein recht brauchbares Menschenmaterial ist und besonders für die Böhung der immer dringender werdenden Träger- und Faktoreiarbeiterfrage sehr in Frage kommen wird. Allerdings sind die Bangandu wenig zahlreich. Die drei Dorfkomplexe mögen insgesamt kaum mehr als 2000 Männer aufweisen. Der Bangandustamm ist anscheinend ein wenig kriegerischer und wird das jetzt begonnene Durchbrechen seines Zwischenhandels voraussichtlich ohne Zwischenfall hinnehmen. Die Dörfer sind im Bangandulande viel besser als bei den bisher besuchten Stämmen des Verwaltungsbezirks gebaut, meist gut befestigt und von sehr ausgedehnten Pflanzungen umgeben. Die Sprache ist von den mir bisher bekannt gewordenen Dialekten Südkameruns völlig verschieden, doch konnte mit dem hier überall geläufigen Waka eine Verständigung leicht erzielt werden. Am 2. März wurde dann mit der Gesamtexpedition, verstärkt durch 22 Bangandu-

träger und eine kleine Karawane des Agenten der Gesellschaft Südkamerun, Friedrich, der Marsch in die sogenannte tote Zone angetreten. Am 7. März vormittags wurde in durchschnittlich sechs- bis siebenstündigen Tagemärschen das erste Runabembedorf Kambo erreicht. Der Marsch führte wieder durch im ganzen ebenes Gelände mit meist sehr schönem Hochwald und bereitete jetzt in der Trockenzeit wenig Schwierigkeiten. Es war vielmehr über alles Erwarten gut und anscheinend viel begangen. Es wurde schließlich an demselben Tage noch weiter bis Duluku marschiert, dessen Chef wohl der angesehenste Häuptling des anscheinend sehr starken Runabembestammes ist. Die Aufnahme war eine äußerst gute; Verpflegung in sehr großer Menge und zu billigsten Preisen ist stets zu haben. Auch Führer und Träger haben sich nach Entlassung der Banganduleute in Menge angeboten. Auch die bisher festgestellten Erkundungen aus dem Westen lauten recht vielversprechend, und sind die mir von meiner Expedition 1898 her bekannt gewordenen östlicheren Bule-, Bane- und Yengonehäuptlinge, wenigstens dem Namen nach, sämtlich nicht unbekannt. Betreffs der hier angebrochenen Handelsverhältnisse habe ich einen sehr günstigen Eindruck gewonnen. Eisenstein ist offenbar noch recht vieles vorhanden. Mit der hier noch völlig unbekanntem Gummifabrikation wurde ein recht vielversprechender Versuch gemacht. Das neu ausgebildete Instruktionspersonal der Expedition hat unter allgemeinem regen Interesse der Eingeborenen in etwa zwei Stunden aus allernächster Nähe des Dorfes 5 bis 6 Kilogramm erstklassigen Kautschuk gewinnen können und den anwesenden Runabembelenten sehr verständlich aufgenommene Instruktionen gegeben. Da die tote Zone sowohl wie die hier durchschrittenen Wälder stellenweise ziemlich reich an Kikria sind und die Eingeborenen entschieden verhältnismäßig recht arbeitsam sind, halte ich ein rasches Aufblühen des Gummihandels für höchst wahrscheinlich. Eine Trägerschwierigkeit für hier oben ist keinesfalls zu befürchten.



Unsere Bilder.

**Auf dem Königssee.** Starre Felsenwände umschließen den herrlichsten Bergsee des bairischen Hochlandes, den von Fremden stark besuchten Königssee. Seine grünblauen Wellen tragen manch schmuckes Schiffelein mit fröhlichen Menschen, die glücklich sind, den Großstadtstaub von den Füßen geschüttelt zu haben, um ein paar Wochen die Segnungen der Bergwelt genießen zu können. Heitere Lieder und prächtige Jodeler klingen über das Wasser, ab und zu von Böllerschüssen unterbrochen, die, von den Schiffern abgegeben, in den Bergen ein viel tönendes Echo wecken. Das Hochzeitspäarchen auf unserem Bilde hat aber augenblicklich für die Schönheiten der Gegend keinen Sinn. Traumberloren schaut das hübsche Fräulein ins Weite, selig lächelnd über die zärtlichen Worte, die ihr der junge Gatte ins Ohr flüstert. Dieser hat den Arm um die Schulter seines Weibchens gelegt, und vergißt die schöne Umgebung in der Betrachtung seines Glückes.

**Prinz Louis Bonaparte**, ein Nachkomme der Napoleoniden, der alle Ansprüche derselben auf den französischen Thron aufrecht erhält, dient gegenwärtig in der russischen Armee. Offenbar ist er der russischen Regierung für alle Eventualitäten Frankreich gegenüber willkommen. Die politischen Ansprüche des Prinzen haben einen stärkeren Hintergrund erhalten durch seine heimliche Vermählung mit einem Mitgließe des russischen Kaiserhauses, der Großfürstin Helene Wladimirowna, deren Bild, ebenso wie das ihres Gemahls wir unsern Lesern bringen.

**Das ehemalige Palais Kaiser Friedrichs**, am oberen Ende der Linden zu Berlin gelegen und mit der Front dem Denkmal Friedrichs des Großen zugekehrt, ist, wie unser Bild zeigt, ein imposanter, mit einer mächtigen Empore versehenen, in vornehmer Ruhe gehaltener Bau. Die Erinnerung an die Tage, welche das Kronprinzliche Paar hier verlebte, sind durch den unlängst erfolgten Tod der Kaiserin Friedrich wieder wachgerufen worden; hier war es, wo das hohe Paar die bedeutendsten Künstler und Gelehrten der Hauptstadt um sich zu versammeln pflegte.

**Während des letzten Sommers** hat sich in Berlin eine nachahmenswerte Sitte eingebürgert, um die Lastpferde vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen, indem man dieselben, wie unser Bild zeigt, mit besonders geformten Strohhüten versehen. Haben dieselben auch häufig genug den Spott der Passanten und insbesondere der lieben Jugend erregt, so war den gequälten Tieren doch die gewährte Erleichterung sehr zu gönnen.

Gemeinnütziges.

**Unverdaulichkeit bei Kindern.** In Fällen, wo der Magen von Kindern so gereizt ist, daß sie keine Nahrung bei sich behalten, rät ein englischer Arzt eine kleine Quantität Milchzucker in Wasser aufzulösen und derselben Milch oder andere Nahrung beizumischen. Dies einfache Mittel soll sehr wirksam sein.

**Flaschen zu reinigen.** Die Flaschen dürfen nie mit giftigem Bleichrot gereinigt werden, man verwendet dazu vielmehr Kiesel-, Kalksteine, Sand, Marmorschrot oder Eierschalen. Enthaltene die Flaschen Fettigkeit, so spült man sie mit Fließpapier, Sägespänen, Kleie, Kreide in Verbindung mit Sand und Lauge aus. Haben sich feste Substanzen angeesetzt, so hilft Auspülen mit Salz- oder Schwefelsäure. Letztere nimmt auch die braune Kruste fort, welche sich zuweilen an Wasserflaschen ansetzt.

Nachtsch.

1. Rätselsprung.

	gu	st	er	lei	und		
der	die	nen	an	meis	al	zog	fei
gab	und	him	mit	ih	der	men	e
ses	er	te	kunst	die	sie	ne	sich
schaft	be	kraf	zu	schä	te	po	neh
de	loos	sich	wis	zu	ord	zu	hat
ten	fen		men	min		be	und
sei	gott	an	nich	nung	bern	bern	men
mel	wuß	te	ro	vom	ta	seg	tin
sand	nen	him	und	ge	hen	naht	sie

2. Aufgabe.

Nordsee. Alkoven. Oktober. Odoaker. Niagara. Nikosia.

Durch Verändern je zweier Buchstaben und Umstellen der übrigen ist aus jedem der sechs Wörter ein neues Wort zu bilden. Die zu suchenden Wörter bedeuten: 1. einen König von Argos und Sparta, 2. eine Blume, 3. ein königliches Schloß in England, 4. ein Haustier, 5. einen französischen Staatsmann, 6. einen Opernkomponisten. — Nach richtiger Lösung bilden die Mittelbuchstaben der neuen Worte den Namen eines griechischen Bildhauers der vorchristlichen Zeit.

3. Füllrätsel.

Dem Ausspruch, Amor sei — —,  
— Recht wohl jedermann;  
Denn griff zur List je einer —  
— es — gethan?

Die fehlenden sieben Worte ergeben ein Sprichwort.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- Bei folgender Verteilung ist das Spiel verlierbar. Im Stat liegen Coeur- und Karo-As. Vorhand hat Kreuz-Behn, Wit-As, Weibel, Coeur-König, Dame, Bube, Karo-Dame, Behn, Neun, Acht. Hinterhand: Kreuz-As, König, Wit-König, Behn, Neun, Coeur-Behn, Neun, Acht, Karo-König, Bube.
- Bleiche, Eiche.
- Eszipoff, Irene, Bessers, Element, Medici, Interlaten, Tarantella, Weibel, Elbe, Fratien, Lieutenant, Eckersförde.
1. Elbing, 2. Nebel, 3. Weibel, 4. Zgel, 5. Belgien, 6. Viebig.

Luftiges.

Selbstkritik.

Selbsterkenntnis.

Lehrer: „Wer von Euch kann mir noch ein Haustier nennen? Es hat Borsten, kann das Wasser nicht leiden, liebt Schmutz und schluckt alles, was man ihm zuwirft. Nun Karlsen?“

Karl (verlegen): „Ich bin's ja... aber ich will's gewiß nicht wieder thun.“

Aha!

„Sie wollen Fräulein Behmann also nicht heiraten?“

„Nein, es stehen zwei Männer zwischen uns!“

„Zwei?“

„Ja, ein Prediger und der Mann, den sie geheiratet hat!“

Auf der Sekundärbahn.

Reisender: „He, Schaffner, was ist denn hier für ein Aufenthalt? Ich fahre zur Hochzeit und möchte die Trauung nicht veräumen.“

Schaffner: „No, wann's Schna grad no an Track wolln machen lassen, so lang warten mir no.“



Der Kommiss Meher hat ziemlich laut nach dem Lehrling gerufen.

Chef: „Was soll denn das heißen, Herr Meher! Sind Sie“

Chef, oder sind Sie es nicht?“

Meher: „Ich bin nicht Chef, Herr Hirsch!“

Chef: „Also wenn Sie sind nicht der Chef, wie können Sie da so brüllen im Lokal wie ein Döppe!“

Enttäuschung.

Sängerin: „Der Herr, mit dem Sie mich soeben bekannt machten, meinte, er gäbe viel darum, wenn er meine Stimme befäße. Ist er selbst ausübender Künstler?“

Herr Anton: „Nein, aber Auktionator ist er.“

Alte Gewohnheit.

Gast: „Sagen Sie, wie kommt es, daß auf Ihrer Speisefarte so viel gestrichen ist?“

Kellner: „Ja, unser Küchenchef war früher Redakteur.“

Der Souffleur.

Verteidiger: „Meine Herren, sehen Sie sich einmal den Angeklagten an, dieses...“ (er stockt)

Angeklagter (flüsternd): ... hiedere, ehrliche Gesicht, diese offenen, vertrauenerweckenden Züge...!“

Ja, dann allerdings.

„Ich war dreimal verheiratet!“

„Sie sehen auch sehr leidend aus!“